

Stephan Mösch (Hrsg.)

*Wie viel Mozart
braucht
der Mensch?*

Musik im
Wertewandel

Bärenreiter

Wie viel Mozart braucht der Mensch?

Musik im Wertewandel

Herausgegeben von Stephan Mösch



Bärenreiter



Kassel · Basel · London · New York · Praha

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

eBook-Version 2022

© 2022 Bärenreiter-Verlag Karl Vötterle GmbH & Co. KG, Kassel

Umschlaggestaltung: +CHRISTOWZIK SCHEUCH DESIGN

Redaktion: Stephan Mösch

Lektorat: Jutta Schmoll-Barthel

Korrektur und Register: Daniel Lettgen

Fotos: Dita Vollmond

Innengestaltung und Satz: Dorothea Willerding

ISBN 978-3-7618-7275-8

DBV 326-01

www.baerenreiter.com

Inhalt

STEPHAN MÖSCH

Ein Auftrag aus der Zukunft. Zur Einführung 7

PETER-ANDRÉ ALT

Unsere Kultur. Zur Ambivalenz eines Konzepts
zwischen Ästhetik und Moral 15

ISABEL MUNDY

The other Mozart oder Das eine im anderen 41

PETER GÜLKE

Der ferne Mozart. Machen wir es uns mit ihm zu einfach? 61

THOMAS GIRST

Kultur: Pflicht für die Politik, Kür für die Wirtschaft? 89

HANS ULRICH GUMBRECHT

**Lässt sich der existenzielle Stellenwert von Mozarts Musik
historisch erschließen?** Eine Spurensuche 119

CHRISTOPH MARKSCHIES

»Eine Kunst des Spielens«. Mozart und seine Bedeutung
in unsicheren Zeiten 143

AutorInnen 171

Personenregister 179

STEPHAN MÖSCH

Ein Auftrag aus der Zukunft

Zur Einführung

Wie in einem Brennglas haben Krisen, die unsere Gegenwart bestimmen, auch Gefährdungen des Kulturlebens aufgezeigt. Die Frage stellt sich dringlicher als je zuvor: Wie viel Mozart braucht der Mensch? Längst ist nicht mehr selbstverständlich, was Richard von Weizsäcker noch als unbezweifelbaren Befund formulierte: »Kultur ist der geistige Boden, der unsere innere Überlebensfähigkeit sichert.«

Mozart ist für die Essays dieses Buches gleichermaßen Ausgangs- und Zielpunkt. Natürlich steht er – über jeden ästhetischen Anspruch hinaus – für kulturelle Werte und ihre Weiterentwicklung, für Bildung und Identität. Damit auch für gesellschaftlichen Zusammenhalt, Selbstvergewisserung, Sinngebung. Wie lange noch? Soll, kann, muss das so bleiben? Welche Rolle spielt Musik, wenn sich die Werte wandeln? Welche Bedeutung messen wir Kunst und Kultur konkret bei? Es sind viele kleine Entscheidungen im Alltag, aber auch in Politik und Wirtschaft, die auf solche drängenden Fragen reagieren und – gewollt oder ungewollt – Antworten geben. Wie verhält sich die Gesellschaft, wenn der Wohlstand in Gefahr gerät? Was bedeutet ästhetisches Erleben für unsere Orientierung?

Die Essays dieses Buches gehen solchen Fragen aus unterschiedlichen fachlichen Perspektiven nach. Sie basieren auf einer

Vortragsreihe, die das Mozartfest Würzburg zu seinem 100. Jubiläum 2021 veranstaltet hat. Konzipiert wurde diese Reihe lange vor Ausbruch der Pandemie. Auch ihren Titel »Wie viel Mozart braucht der Mensch?« hatte sie bereits, bevor wir alle lernen mussten, dass Corona-Viren nicht nur die Medizin herausfordern. Durch die Entwicklungen, die seitdem eingesetzt haben, veränderte sich die Frage in ihrer Reichweite. Sie hat sich zugespitzt und konkretisiert, führt aber auch entschiedener als zuvor ins Grundsätzliche. Mit anderen Worten: Sie spannt sich auf zwischen Befund und Programmatik.

Dass wir uns in einer Schwellensituation befinden, dürfte dabei außer Zweifel stehen. Es geht – mit Mozart als *pars pro toto* – um nichts Geringeres als unser Selbstverständnis, um die Balance zwischen Selbstgewinn und Selbstverlust. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat sich in seiner Eröffnungsrede zum 100. Jubiläum des Mozartfestes am 28. Mai 2021 auf diese Dynamik bezogen: »Fehlte uns etwas, wenn es Mozart nicht gegeben hätte, wenn wir die *Zauberflöte* nicht kennen würden, dieses immer wieder tief bewegende Loblied auf die Liebe und ihre weltverändernde Kraft? [...] Fehlte uns etwas, wenn wir das erschütternde *Requiem* nicht kennen würden, das die großen Fragen nach Leben und Tod, nach Gericht und Erlösung stellt und dann abbricht und uns vermittelt: Wir müssen immer neu eine Antwort auf diese Fragen finden.« Ohne Mozart und seine Musik, so Steinmeier, »würde unserem Selbstverständnis, unserem Weltverständnis und den Möglichkeiten, dafür einen Ausdruck zu finden, etwas Unersetzliches fehlen«. Mozart sei dabei jedoch kein Selbstläufer. Vielmehr gelte es, immer neu auszuloten, »wie denn die Klassiker vor ihrem schlimmsten Feind bewahrt wer-

den können: einer unantastbaren Musealität«. Dann ging Steinmeier direkt auf die Vortragsreihe ein und gab – gewissermaßen als deren erster Redner – den Startschuss: »Wie viel Mozart braucht der Mensch? Dieser Frage nachzugehen, bedeutet also, der Frage nachzugehen, wie viel uns die Begegnung mit den Aufschwüngen großer Kunst bedeuten kann. Lenkt sie uns ab von den Problemen der Welt und unseres Lebens? Oder lenkt sie uns hin zu Idealen, zu Träumen, auch zu Irritationen? Beruhigt sie uns in einem falschen Bewusstsein von Harmonie, oder bewegt sie uns und gibt sie neue Kraft?« Angesprochen war damit Kunst als Echoraum: »Wir brauchen das Gespräch der Gesellschaft über sich selbst in der Kultur. Wir brauchen es zu allen Zeiten.«

Die Essays dieses Bandes verstehen sich als Gesprächsangebote in diesem Sinn. Ihr Nachdenken und ihre Zugangsweisen sind so unterschiedlich wie die Autoren selbst: Zum Teil setzen sie auf historische Perspektivierung, zum Teil entstammen sie aber auch dem konkreten künstlerischen oder betriebswirtschaftlichen Handeln. Der Literaturwissenschaftler Peter-André Alt beleuchtet das Spannungsverhältnis von Kultur und Lebenswelt. Kultur, das zeigt er am Beispiel von Schiller und Freud, relativiert bestehende Realitäten. Sie ist nicht direkt mit ethischen Wertbegriffen verbunden. Aber sie kann uns lehren, Widersprüche zu erfassen und jene Diversität zu bewältigen, die sich aus drängenden Globalisierungsenergien ergibt. Auch die Komponistin Isabel Mundry öffnet das Thema im gesellschaftlichen und interkulturellen Sinn – und spricht doch sehr persönlich über ihre Arbeit. Mit François Jullien stellt sie tradierte Denkmodelle von kultureller Identität infrage. Wenn Identität vor allem auf Fixierung hinausläuft, bestätigt sie Differenzen und verweigert sich

echtem Dialog. Sind nicht gerade Ränder und Zwischenräume der Ort dynamischer Bewegung, Betrachtung, Berührung? Ermöglichen nicht vor allem sie eine quasi besitzlose, aber gerade deshalb reiche Musik, die Wahrnehmung, Werte und Werke gleichermaßen erweitert?

Der Musikwissenschaftler und Dirigent Peter Gülke führt mit seinem Beitrag in tiefe Innenschichten des Mozart'schen Komponierens: einer Musik, die ohne soziale Hierarchisierung auskommt, ohne Oben und Unten, die aber auch permanent herausfordert, indem sie Erwartungen torpediert und bei HörerInnen und MusikerInnen maximale mentale Flexibilität voraussetzt. Musik, die ganz bei sich selbst bleibt und doch über sich hinausweist. Musik gleichzeitig als »moralische Instanz und entlastende Zuflucht«. Der Manager und Kunsthistoriker Thomas Girst misstraut Kultur, sofern sie Wirtschaftlichkeit als Feindbild kultiviert und sich im Selbstreferenziellen gefällt. Ebenso skeptisch sieht er eine Wirtschaft, die Kunst als Marketinginstrument benutzt. Sein kritisches Plädoyer gilt der Wechselwirkung: Ein flexibles Haushaltssystem, Leistungskontrolle, Zielorientierung und Selbstständigkeit seien in der Kulturszene gefordert, ohne dass Inhalte tangiert würden. Umgekehrt sei es Aufgabe der Wirtschaft, als verlässlicher Partner Streitbares und Kontroverses zu fördern. Hans Ulrich Gumbrecht, dessen publizistisches Wirken längst alle akademischen Grenzen hinter sich gelassen hat, geht dem Phänomen der ästhetischen Erfahrung als Historiker und Philosoph auf den Grund. Seine Tour d'Horizon setzt im frühen 18. Jahrhundert an und führt in die Gegenwart, um am Ende keine Erklärung, aber eine Vermutung zu formulieren, was die Faszination und den »besonderen existenziellen Stellen-

wert« von Mozarts Musik betrifft. Der Theologe Christoph Markschies nähert sich schließlich Mozart und der »Freiheit« seiner Musik durch ein fiktives Gespräch mit Karl Barth. Der Begriff des »Spielens« – im komplexen Sinn – wird dabei ebenso diskutiert wie Mozart als Komponist einer durchaus transzendental aufgeladenen »Mitte«.

Mit Mozart und seiner Musik verbindet sich, darin stimmen die Beiträge überein, ein Auftrag in vielfältiger Hinsicht. Ein Auftrag aus der Zukunft. Ein Auftrag, dessen Konturen sich im Moment erst allmählich abzeichnen. Er hat wenig zu tun mit ästhetisch Approbiertem, aber viel mit fragilen Prozessen, mit Verschiebungen, Verdichtungen und mit Verantwortung. In diesem Sinn eint die Beiträge ein fragender Gestus, der sich aus kritischer Leidenschaft speist, aber nicht auf vorschnelle Erklärungen aus ist, oder gar auf einen Forderungskatalog.

Umgekehrt formuliert: Dieses Buch handelt nicht pragmatisch von Förderpolitik und finanziellen Sicherungen, von Märkten und Wettbewerb, von digitalen Schüben und neuen Veranstaltungsmformaten, von Bildung als Teil der Ausbildung. Es handelt von deren Voraussetzungen. Darin liegt seine Chance und seine Grenze. Insofern unterscheidet es sich von anderen, nicht weniger wichtigen Publikationen, die in den letzten Monaten zum Thema »Kunst und Krise« erschienen sind.

Dass die Kapitel eine Auswahl darstellen, versteht sich von selbst. Wie diese Auswahl zustande kam, hat – wie so oft – mit einer Mischung aus Vorsatz und Zufall zu tun. Die Planungs-idee hätte weitere Beiträge zugelassen, und sie zielte selbstverständlich auf ein ausgewogenes Verhältnis von weiblichen und männlichen Vortragenden. Angefragt waren – außer den Persön-

lichkeiten, deren Gedanken und Erfahrungen hier gedruckt sind – sechs Frauen, darunter vier repräsentative Politikerinnen verschiedener Parteien, eine Wirtschaftsexpertin und eine Dompredigerin. Während die letzten beiden sich gerne an dem Projekt beteiligt hätten, sich aber in den Corona-Jahren 2020 und 2021 ganz ihren Institutionen widmen wollten und beteuerten, keine Zeit zu haben, sich ernsthaft in die Thematik einzuarbeiten zu können, blieben die Absagen aus der Politik oft diffus. Natürlich mag auch da das stets neue Reagieren auf die Pandemie ein Grund gewesen sein. Vielleicht auch die Angst vor dem Phänomen Mozart oder geisteswissenschaftlicher »Konkurrenz«. Doch wäre es nicht gerade in Krisenzeiten Aufgabe der Politik, Stellung zu beziehen zu kulturellem Wertewandel, seinen Voraussetzungen und Folgen – und dem konkreten Umgang damit? Birgt die Positionierung im öffentlichen Diskurs inzwischen so viele Gefahren, dass sich niemand mehr aus dem Fenster lehnen will? Ist die eigene Unantastbarkeit, die Absicherung in alle Richtungen, wichtiger als der Mut zur persönlichen Haltung? Auch solche Fragen haben sich zugespitzt. Das gehört zum Thema dieses Buches und zu seiner Geschichte.

Die Veranstaltungsreihe des Mozartfestes Würzburg fand in Kooperation mit dem Universitätsbund Würzburg statt, der 2021 ebenfalls sein 100-jähriges Bestehen feierte. Die Vorträge konnten im Mai, Juni und Juli 2021 in der Würzburger Neubaukirche vor pandemiebedingt reduziertem Publikum stattfinden und wurden gestreamt. Ich habe den fünf Autoren und der einen, freilich einzigartigen Autorin dafür zu danken, dass sie ihre Vorträge für die Druckfassung zum Teil erheblich überarbeitet, erweitert und vertieft haben. Evelyn Meining, Inten-

dantin des Mozartfests, und Katharina Strein, dessen Geschäftsführerin, haben die Rahmenbedingungen für die Vortragsreihe geschaffen und sie zudem mit einem aufwendigen Stipendiaten-Programm kombiniert, für das als Projektmanagerin Dimitra Will zuständig war. Ulrich Konrad gab in verschiedenen Stadien des Projektes wertvolle Anregungen. Im Verlag hat sich Jutta Schmoll-Barthel in nachdrücklicher Weise dafür eingesetzt. Daniel Lettgen stellte als Korrektor klärende Nachfragen, Dorothea Willerding hat für die ansprechende Gestaltung des Buchs gesorgt. Ihnen allen sei herzlich gedankt.





PETER-ANDRÉ ALT

Unsere Kultur

Zur Ambivalenz eines Konzepts zwischen
Ästhetik und Moral

Einleitung

Am Ende von Hermann Hesses Roman *Der Steppenwolf* (1927) reisen der Titelheld Harry Haller, seine Seelenverwandte Hermine und der Jazztrompeter Pablo durch ein Magisches Theater. Die Vexierbilder, die sich ihnen hier präsentieren, sind Chiffren für den Drogenrausch, dessen unverhohlene Darstellung dem Buch bekanntlich eine zweite Wirkungskarriere bei den Hippies und Beatniks der 1960er-Jahre beschert hat. Im Magischen Theater treffen die Kultur-Touristen auf Mozart, der Harry Haller in der Rolle des heiteren Erziehers begegnet. Unter Klängen aus dem Schlussakt des *Don Giovanni* spricht Mozart als Alter Ego Pablos den Steppenwolf-Einzelgänger Harry an und sucht ihn zum Lebensgenuss zu bekehren. Zu Harrys Überraschung stellt er einen Radioapparat auf, durch dessen Membran die Münchner Aufführung eines Concerto grosso von Händel erklingt. Zwar lässt sich nur eine Mischung aus »Geschleime und Gekrächze« vernehmen, weil die Übertragungsqualität gemäß den zeitgenössischen Standards

dürftig ist (Hesse 1978, S. 227). Aber Mozart rechtfertigt den »scheußlichen Apparat«, die »letzte siegreiche Waffe im Vernichtungskampf gegen die Kunst«, als den ihn Harry Haller tituliert (S. 228). Den »Urgeist dieser Musik« könne auch die schlechteste Rundfunktechnik nicht zerstören, so konstatiert Mozart (ebd.). Harry solle seine arrogante Haltung aufgeben und endlich akzeptieren, dass man Kompromisse machen müsse. Das Radio sei ein Sinnbild des Lebens, das in seinen Erscheinungsformen die reinste Idee immer bloß ansatzweise spiegele. Das Göttliche trete einzig »verkratzt und verschleimt« unter uns, so wie die Musik durch den Trichter des Grammophons oder die Membran des Radios nur reduziert zu hören sei (S. 229).

Hesses moderner Mozart argumentiert als Anwalt des Kompromisses und damit als Advokat des Lebens. Seine Mission besteht darin, den stets auf das Absolute zielenden Steppenwolf Harry Haller von der Notwendigkeit des Einlenkens zu überzeugen. Wer nur das Ganze wolle, verliere in der Regel alles. Harry versteht am Ende den Sinn des »Lebensspiels« (S. 234), und er weiß, dass Mozart hinter den Kulissen des Magischen Theaters auf ihn wartet, um ihn durch eine neue Erfahrungswelt zu führen. Hesses Roman schließt mit einem Bekenntnis zu den Kompromissen des Lebens und für eine Kultur der ästhetischen Unterhaltung, deren moderne Ingredienzen – Jazz und Foxtrott, Saxophon und Kino – er adelt, statt sie zu verwerfen. Das ist auch in den zwanziger Jahren, die der industriellen Kunstproduktion, neuen Medien und Entertainmentformen offen gegenüberstehen, durchaus eine ungewöhnliche Position.

Schillers pädagogisches Kulturkonzept und seine Bedeutung für die Gegenwart

Was bedeutet Kultur und was bedeutet sie für unser Leben? Versuchen wir diese von Hesses Roman aufgeworfene Frage zu beantworten, indem wir zunächst zurückblicken auf einen Entwurf, der 225 Jahre alt ist. Er stammt von Friedrich Schiller und steht unter einem ehrgeizigen Programmanspruch. 1795 veröffentlichte Schiller in seiner Zeitschrift *Die Horen* 27 Briefe *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen*, deren theoretischer Ehrgeiz erheblich, deren Reichweite groß und deren Gewicht auch für unsere heutige Kulturauffassung nicht zu unterschätzen ist. Worum geht es dabei? In einem ersten Teil (1. bis 9. Brief) erörtert Schiller die Zeitsituation, die durch Formen zwischenmenschlicher Abstraktion, Arbeitsteilung, Entfremdung und kultureller Verarmung bei stetigem Zuwachs an theoretischer Bildung geprägt sei; der zweite Abschnitt (10. bis 16. Brief) beschreibt mit den Mitteln der Kant'schen Philosophie (jedoch gesteuert durch empirisches Interesse) die Triebstruktur des Individuums in ihrem Innen- sowie Außenverhältnis und untersucht die Bedeutung des Schönen für die Harmonisierung menschlicher Grundspannungen; die dritte Folge (17. bis 27. Brief) schildert die Formen des ästhetischen Zustands und das Modell eines daraus abgeleiteten Staates, der weder soziale Utopie noch Nachfolger der platonischen Gelehrtenrepublik, vielmehr ein Denkmodell ist, das die Leistung der kulturellen Erfahrung beleuchten soll.

Die Französische Revolution, die in der Barbarei des Terrors endete, zeigt Schiller, dass eine einseitige Ausbildung des Verstandes das Individuum niemals zur wirklichen Autonomie führen kann. Im Zentrum der Schrift steht daher die Idee, dass

der Mensch nicht nur durch die Entfaltung seiner Vernunftkräfte, sondern – ergänzend – durch die Verfeinerung seiner sinnlichen Kultur zur Freiheitsfähigkeit geleitet werden müsse. Man missversteht dabei die Abhandlung, wenn man sie als Beitrag zur näheren Bestimmung des Wesens der Kunst deutet; stattdessen entwickelt sie eine auf prinzipielle Einsichten zielende Lehre vom Schönen, die wiederum durch die politische Zeitdiagnostik und anthropologische Beobachtungskategorien gestützt wird. Fundamental bleibt der Befund, dass das moderne Individuum aufgrund einer spezialisierten Berufspraxis und der Rollenbindung seines sozialen Handelns vom antiken Ideal seiner leib-seelischen Totalität weit entfernt sei: »Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft« (Schiller 1962 [Bd. 20], S. 323). Analog zu den zerstreuen Effekten der Arbeitsteilung wirkt sich die Ausdifferenzierung des modernen Staates aus, der nicht das Individuum in seiner Totalität, sondern nur den Funktionsträger mit fachlichen Fertigkeiten für die Erfüllung administrativer Aufgaben heranzubildet: »Genöthigt, sich die Mannichfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizierung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes empfängt; und der regierte kann nicht anders als

mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind« (ebd., S. 324 f.).

Der ästhetischen Erfahrung fällt an diesem Punkt die Aufgabe zu, die Dissoziation zu beheben, die der Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung erzeugt hat. Die im Mittelteil der *Briefe* entwickelte Bestimmung des Menschen offenbart den Blick auf einen grundlegenden Dualismus, dessen besondere Zerreißkräfte durch die Wirkung des Schönen überwunden werden können. Dieser zweite Teil der Erziehungsschrift, der die Briefe 10 bis 16 enthält, liefert eine psychologisch fundierte Lehre menschlicher Triebstrukturen, die den anthropologischen Horizont für die ästhetische Bildungsidee zu schaffen hat. Die beiden Grundbegriffe, denen sich die divergierenden Strebensrichtungen des Individuums zuordnen lassen, lauten »Person« und »Zustand« (ebd., S. 341). Steht die »Person« für den Bereich der Identität, der Stabilität, Zeitlosigkeit und Ruhe, so markiert der »Zustand« gerade Temporalität, Dynamik, Wandel, stetige Veränderlichkeit und Aktivität – Bedeutungsfelder, die man heute mit dem Terminus nicht unbedingt verbinden mag. Beiden Begriffen, »Person« und »Zustand«, entsprechen nun bestimmte Triebstrukturen, die jeden Menschen in freilich unterschiedlicher Ausprägung beherrschen. Schiller differenziert zwischen einem sinnlichen Trieb (später »Stofftrieb« genannt) und einem »Formtrieb«; zielt der Stofftrieb auf die Verwirklichung der dem Individuum gegebenen Anlagen, so der Formtrieb auf die Verinnerlichung der äußeren Wirklichkeitssubstanz (ebd., S. 347 ff.). Der Stofftrieb geht von den inneren Möglichkeiten des Menschen aus, überführt sie durch deren Realisierung in die Zustandsform der Zeit, erzeugt daraus im Akt der Expansion Stoff und Mannigfaltig-